

Dieses Buch ist ein intimes und erotisches Geständnis einer Frau und Geliebten. Es ist aber auch eine intensive Betrachtung widersprüchlicher und in unserer Gesellschaft fest verwurzelter Vorstellungen von Sexualität. Mit bemerkenswerter Offenheit reflektiert Katherine Angel die Geschichte ihrer sexuellen Begegnungen und Überzeugungen und zeigt, wie unser Leben durch unsere Sprache und unsere Erfahrungen geprägt wird. Lyrisch, erotisch, mutig und mit Bildern, die einem im Gedächtnis bleiben.

Katherine Angel arbeitet an der Queen Mary Universität in London. Sie untersucht die Geschichte weiblicher Sexualstörungen und hat unter anderem Fachartikel für »The Independent« und »Prospect« geschrieben. Die Autorin lebt in London.

Gertraude Krueger, 1949 geboren, lebt als Dozentin und freie Übersetzerin in Berlin. Zu ihren Übersetzungen gehören u. a. Sketche der Monty-Python-Truppe und Werke von Julian Barnes, Alice Walker, Siri Hustvedt und Jhumpa Lahiri.

TROPEN

Katherine
Angel

Ungebändigt

Über
das
Begehren,
für
das
es keine
Worte
gibt

Tropen

www.tropen.de

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel »Unmastered.
A Book On Desire, Most Difficult To Tell« bei Allen Lane, London.

Copyright © Katherine Angel, 2012

Für die deutsche Ausgabe

© 2013 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlag: Herburg Weiland, München

Unter Verwendung eines Fotos von 1968, 2013

The Imogen Cunningham Trust

Autorenfoto © Stacey Yates

Gesetzt von r&p digitale medien, Echterdingen

Gedruckt und gebunden von Cpi Leck,

ISBN 978-3-608-50321-0

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Für Rachel

Einer nach dem anderen, sie, Lily, Augustus Carmichael, mussten sie das Gefühl haben, unsere äußere Erscheinung, die Dinge, an denen man uns erkennt, sind einfach kindisch. Darunter ist es ganz dunkel, weitet sich alles, ist es unauslotbar tief; doch ab und zu steigen wir an die Oberfläche, und das ist es, wodurch man uns sieht.

Virginia Woolf, *Zum Leuchtturm*

Sich
vergeuden,
sich
riskieren

1. Vor fast zehn Jahren, in diesem schwülheißen Sommer, diesem Hitzewellensommer, wo ein Gang von einer halben Meile einen klebrigen Schweißglanz mit sich brachte, entwickelte ich eine Phobie gegen Motten.

Ich hatte sie nie gemocht, und meine nervöse Angst formte sich bestimmt nach der Furcht meiner Mutter vor diesen Dingern. Ihr Bruder hatte früher in ihrem Haus in East Anglia riesige afrikanische Exemplare gezüchtet; aufgeschreckt flogen sie ihr aus den Schuhen, dem Bettzeug entgegen. Und als junges Mädchen verbrachte ich einen Sommer in einem gespenstischen Gebäude in Frankreich, in dem Schwärme wütender Bienen hinter dem Kamin rasselten und verstörende Nebengeräusche auch die Vernünftigsten in der Familie und unter den Gästen in Unruhe versetzten. Fette Heerscharen übersättigter Fliegen und Flotillen dunkler, breiter Motten erschienen jede Nacht in dem Zimmer, in dem zu schlafen meine Schwester sich schließlich weigerte.

Als unser Aufenthalt dort vorüber war – aber erst dann –, spekulierten wir albernd über Leichen unter Fußbodendielen.

So weit, so handhabbar. Doch als mit dieser Hitzewelle fettere, fremdartigere Motten in eine kleine Universitäts-

stadt kamen, in der ich heftig verliebt und im Lichtkegel einer Dissertation gefangen war, wuchs sich meine Abneigung aus: zu einem alles verzehrenden Entsetzen, sobald sich so ein flirrendes Flatterding zeigte. Seine verschwommene Aufgeregtheit ließ mich blindlings durchs Zimmer rasen. Einmal sprang ich in Panik aus einer Dusche, als eine Motte immer wieder hektisch an die Vorhangfalten prallte. Blitzschnell war ich im Flur und ließ Shampoo auf den Teppich tropfen. Die schlimmste Vorstellung: Eine Motte klebt sich an meine nasse Haut. Und löst sich womöglich auf. Ein Flügel trennt sich von einem Körper; verschiedene Mottenteile hängen an mir herum.

Tote, zerstückelte Motte.

Ich ging zu einer Freundin nebenan, um mir die Haare zu spülen.

Ich hatte eine Phase, in der ich vor dem Schlafengehen ängstlich, mit ausgestreckten Armen, die Vorhänge in meinem Zimmer untersuchte, immer auf dem Sprung für den Fall, dass eine aus dem schauerlichen Blümenmuster aufsteigt. Die Freuden offener Fenster an Sommerabenden waren voller Gefahren: diese verdammten Dinger, vom Licht angezogen. Statisch an eine

Wand geklammert waren sie fast noch schlimmer, denn sie würden sich unweigerlich bewegen, eine überstürzte, fieberhafte Flucht ergreifen. Und wenn sie still saßen, konnte man, wenn man hinzuschauen wagte, ihre grässliche Textur sehen, ihre scheußlichen Bestandteile.

Einmal träumte ich, eine hätte mich auf den Steinplatten eines Vorstadtgartens festgedrückt. Sie ließ sich sanft auf mir nieder und begrub mich unter ihrer Insektendecke.

Die Flügel – warm und dunkel, dünn und doch stark.
Die pelzige Textur des Körpers.

Diese verfickten Motten.

1. Liebesglück kann ein Geschenk des Zufalls sein; zum Teil eine Frage des richtigen Zeitpunkts. Vor ein paar Jahren tauchte ich aus einem unterirdischen Bereich auf – das Unglücklichsein fortgehoben – auf und davon! – ein Ballon von der Leine gelassen – und entrollte mich aus einer Lähmung des Denkens, Fühlens, Erinnerens.

Ich schnurrte nur so.

Und dann begegnete ich ihm. Die erste Nacht: Ich stieg hinten auf seine Vespa, er beugte sich zurück, packte meine nackten, unsicheren Beine und setzte sie auf die Fußrasten. Auf seiner Couch wickelten wir einander aus; und dann stand er auf, hob mich hoch, trug mich ins Nebenzimmer und warf mich aufs Bett.

Ich wurde von Wonne überflutet.

Ich war ein Wölkchen, und ich war frei.

2. Er war still; ich war geschwätzig.

Eines Nachts, als draußen ein frühes Morgenlicht heraufzog und wir ineinander verschlungen lagen, ein verschwommenes Gebilde aus Haut und Gliedern und Mündern, sprach ich träumerisch davon, wie sehr ich es liebte, wenn seine große Gestalt beim Sex über mir aufragte; wie sehr ich es liebte, wenn seine starken Arme meinen Hals umschlangen, während er von hinten in mich eindrang; wie ich es liebte, seine Kraft zu spüren, wenn er mich fickte – ja, *er fickte mich*, denn das – wir wollen nicht verschämt oder unehrlich sein – war es, was eindeutig hier geschah.

Ich verlor mich in meinen Träumereien. Er sah mich an, zog den Kopf zurück, wie um einen klareren Blick zu gewinnen, und sagte: Du bist eigentlich gar keine Feministin, stimmt's?

Ich lachte.

Ich erklärte nicht warum.

1. Ich schaue mir gern Pornografie an. Also, bestimmte Arten von Pornografie.

Für viele Leute gilt das wahrscheinlich gar nicht als Pornografie. Es ist oft leise, gedämpft – häufig Fotografien.

2. Ich lasse mir gern Anregungen geben und laufe dann selbst in dem weit offenen Raum meines Geistes, meines Körpers damit herum.

3. Was mir gefällt – oder was ich mir gern anschau, und das ist vielleicht nicht dasselbe –, ist verrücktes Zeug mit Pep und Klasse und gerade so weit von den schmierigen Assoziationen von Porno (»Porno«, nicht »Pornografie«) entfernt, dass ich mich ohne Schaudern auf dem schmalen Grat schierer instrumentaler Lust bewegen kann. Stilisierte Körper voller Intelligenz und Spielfreude; in höchstem Maß ästhetisiert bis hin zum Leugnen dieser Ästhetik. Fotografen mit Talent und Witz – spielerisch, voll postmoderner Intertextualität!

Diese intelligente, ironische Ästhetik erfüllt eine klare Funktion: Sie *wirkt* nicht wie Porno. Oder nicht so, wie Porno meiner Meinung nach wirken soll, und das heißt: misogyn, zwanghaft, schäbig.

4. Doch misogyner, zwanghafter, schäbiger Porno ist nicht notwendig unerotisch – es kommt eben darauf an, was man unter erotisch versteht. Diese kerligen, wortkargen Männer und wackelnden Hochglanzfrauen bei ihren desolat-dämlichen Stelldichein – die sind mir peinlich. Da muss ich mich kringeln vor Lachen, muss mir die Augen zuhalten und fühle mich manchmal auch beleidigt. Ihre Verrichtungen haben etwas Totes, Freudloses an sich. Sie geben mir ein Gefühl innerer Leere, einer leichten Bedrücktheit – ein Gefühl, das vielleicht Ähnlichkeit hat mit der Trostlosigkeit, dem heftigen, nagenden Schmerz des Alleinseins, der, nach den Schilderungen männlicher Freunde und Liebhaber, manchmal zurückbleibt nach einem Orgasmus allein oder mit einem Menschen, den sie nicht lieben.

5. Und dennoch – bei diesen Stelldichein, diesen totägigen Vereinigungen werde ich feucht. Sie reizen mich, wenn auch recht freudlos, zur Tat. Der geile Körper ist vorgeprescht, hat sich ins Zeug gelegt und bekommen, was er wollte.

Er schaut über die Schulter zurück und lacht.

1. Ich mag es, mir vorzustellen, zu fantasieren, wie ein Mann mich orchestriert – und, nun ja, andere um mich herum orchestriert. Er sagt ihnen, was sie zu tun haben. Kein Teil von mir entgeht seiner Aufmerksamkeit. Er sorgt dafür, dass alles, was ich mir wünsche, wenn ich mit ihm zusammen bin – alles zugleich in unmöglicher Überschneidung, denn er hat nur zwei Hände –, möglich ist. Sagt allen, was ich gern habe und wie und warum.

2. Er hat keine Angst vor meinem Begehren, dessen Tiefe,
dessen Dauer.

3. Er weiß nichts von seinem orchestrierenden Part,
seinen regelmäßigen Auftritten in meinem Kopf,
wenn ich allein bin, wenn er nicht in meinem Bett ist.
Es gibt vieles, was ich nicht sage.

1. Was heißt das, wenn wir unsere Begierden identifizieren oder auch nur kennen – wenn wir definieren, welche unsere eigenen sind und welche aus einer Art Porosität entstehen?

Es liegt eine Gefahr wie auch gesellschaftliches Kapital in dieser Porosität, diesem intuitiven Erfassen des Begehrens des anderen und dem Verschmelzen mit unserem eigenen – wie Virginia Woolf sehr wohl wusste. »Den Engel im Haus zu töten«, schrieb sie, »das gehörte zum Beruf der Autorin.« Es war dies eine notwendige Gewalt; sonst hätte dieser Engel – einfühlsam, liebenswürdig, selbstlos (»Gab es Hühnchen, nahm sie das Bein; war irgendwo Zugluft, so saß sie darin«) – ihr »das Herz aus meinem Schriftwerk gerissen«.

2. Diese Porosität: Susan Sontag schlug sich in ihren Tagebüchern damit herum – mit dem »Zwang, das zu sein, was der andere will«. Sie nannte es X, x-ig sein; »die Geißel«; nicht zu wissen, was die eigenen Gefühle sind, und »gern verbindlich« zu sein. Eine Rücksichtnahme auf den anderen, bis man gar nicht mehr weiß, dass man sich den anderen einverleibt hat bis in das eigene Schwanken, die eigene Liebenswürdigkeit, die eigene Nachgiebigkeit, die eigene Höflichkeit hinein.

3. »Meine verfluchte Gabe der Sympathie«, schrieb Virginia Woolf nach einem Besuch von Tom Eliot. »Und wie er leidet!«